

Kriegsende und Volkssturm

Dramatische Ereignisse im Leben veranlassen Menschen immer wieder, ihre Gedanken und Empfindungen schriftlich festzuhalten. Neben Berta Mauch und Dr. Marie-Luise Umbach zeigen die Aufschriebe im Tagebuch von Johanna Bayha und Else Förstner ein ganz unterschiedliches Erleben der dramatischen Ereignisse am Kriegsende – bedingt auch durch das unterschiedliche Temperament der Schreiberinnen. Der Bericht über den Volkssturm von Fritz Schelling ist dagegen Teil seiner Lebenserinnerungen, die er in seinem 90. Lebensjahr niedergeschrieben hat, vielleicht deshalb entsprechend weniger emotional. Geboren wurde Fritz Schelling am 15.4.1899 in Bissingen/Enz, seit 1939 war er in Markgröningen verheiratet und wohnte in der Tammer Straße. Gestorben ist er hier am 14.11.1990.

In den letzten Monaten des Krieges war ich als Polier beim Bau des Wagenburgtunnels in Stuttgart eingesetzt. Dieser Tunnel diente als Luftschutzbunker für die Stuttgarter Bevölkerung, für die Bahnreisenden und für den Nazi-Gauleiter Murr. Als in den letzten Wochen des Krieges beinahe jeden Tag die feindlichen Flieger mit ihren Bombengeschwadern am Himmel erschienen und die ganzen Bahnanlagen zerbombten, wurde das Bauen eingestellt.

Für mich war das eine schwere Zeit, da ich mich als Leiter der Baustelle einzufinden hatte, um bei Fliegeralarm den geordneten Zugang zu regeln. So gab es für mich nur die Möglichkeit, täglich mit dem Fahrrad von Markgröningen nach Stuttgart zu fahren und dies bis eine Woche vor dem Einmarsch, als ich dann zum Volkssturm antreten musste.

Der Aufruf der damaligen Regierung, daß sich alle Männer zwischen 16 und 60 zu stellen haben, galt auch für die Markgröninger. Es sollte eine Abteilung als Ersatz und zur Ergänzung eines Infanterieregiments gebildet werden, das zu jener Zeit beim Rückzug von der Westfront hier im Quartier lag.



Ein nationalsozialistisches Propaganda-Plakat für den Volkssturm, das zum Widerstand gegen „bolschewistische Mongolenhorden“ anstacheln sollte. (Bundesarchiv Koblenz)

Antreten im Hof der Aufbauschule (heute HLG) wurde angeordnet, um die Personalien festzuhalten. Wir Volksstürmler wurden dann im Umgang von Maschinengewehren, Panzerfäusten und Handgranaten unterrichtet. Da ich ein Ehemaliger des 1. Weltkriegs war, sollte ich als eine Art „Feldwibel“ die Führung übernehmen. Während unserer Übungen lag die französische Armee bereits in Großsachsenheim in Stellung, nahm das diesseitige Enzifer unter Feuer und beschoss mit ihrer Artillerie die Unterriexinger Straße und den Tammer Bäumllesbuckel.

Ein Wehrmachtsbefehl ordnete an, daß beim Anrücken des Feindes der Volkssturm zur Verteidigung einzusetzen sei. So kam der Befehl: Innerhalb von zwei Stunden marschbereit mit Rucksack, Leibwäsche und Verpflegung für einige Tage antreten. Da ich bis dahin das Kommando geführt hatte, kamen einige hiesige Volksstürmler kurz vor dem Antreten zu mir mit dem Ansinnen, sich dem Befehl zu widersetzen und den Abmarsch aller zu verweigern. Es war kein froher Empfang hinter dem Tor auf dem Hof der Aufbauschule.

Ein Offizier und vier Unteroffiziere teilten den Haufen in zwei Abteilungen. Alle nach 1900 Geborenen mussten rechts raus und die vor 1900 Geborenen auf die andere Seite. Keiner hatte den Mut, sich zu verweigern, auch ich nicht, denn jeder wusste vom Standrecht eines deutschen Offiziers in dieser schweren Zeit. Die Jüngeren erhielten Militärausweise und wurden somit zu kämpfenden Soldaten gemacht. Sie wurden später auf der Schwäbischen Alb voll an der Front eingesetzt. Einige gerieten in französische Gefangenschaft und wurden erst nach einem Jahr nach Hause entlassen.

Wir älteren Jahrgänge – die meisten davon waren ehemalige Krieger des 1. Weltkriegs – marschierten unter dem Kommando eines Unteroffiziers in Richtung Ludwigsburg ab. Uns alten Veteranen wurde erlaubt, das eigene Fahrrad mitzuführen. In der Nacht erreichten wir Ossweil, wo wir in einer Scheuer auf Stroh einige Stunden schliefen. Ohne Frühstück ging der Marsch weiter Richtung Osten. Um 12 Uhr kamen wir in Schwaikheim an, wo wir uns mit unserer Rucksackverpflegung stärkten. Es war ein warmer Frühlingstag, einige Bauersleute erbarmten sich und boten uns Most zum Trinken an. Weiter ging der Marsch Richtung Winnenden. Rudersberg erreichten wir bei Anbruch der Nacht, wo uns eine Schule als Quartier zugeteilt wurde. Wer uns verpflegen sollte, wusste auch unser kommandoführender Unteroffizier nicht. Bei Tagesanbruch mussten wir unser Strohlager verlassen und mit leerem Magen zum Weitermarsch antreten. Zur Mittagszeit erreichten wir Schorndorf in der Hoffnung auf eine warme Mahlzeit, wie es unser Zugführer versprochen hatte, eine Einheit seines Regiments befände sich dort. Der Bürgermeister erklärte uns aber, daß diese Truppen in der Nacht abgezogen seien, ihr ganzes Lebensmitteldepot aber dagelassen hätten, wir sollten uns etwas Essbares herausuchen. Das Lager war jedoch von den Einheimischen schon leergeräumt worden, wir fanden nur noch leere Kisten und einige Schachteln Rauchwaren. Der Stab mit der Feldküche, so erfuhr unser Unteroffizier, hätte etwa zehn Kilometer weiter nördlich auf einer Anhöhe bei Hohengehren Frontstellung bezogen. Die Stimmung der etwa zwanzig Mann war nicht zum Jubilieren, seit dem Ab-

marsch von zu Hause hatte man nichts Warmes mehr gehabt.

In einem nahen Waldstück bei Hohengehren fanden wir die verlassene Feldküche, die Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit stand jedem im Gesicht geschrieben. Wir vereinbarten mit unserem Unteroffizier, wenn er uns innerhalb der nächsten zwei Stunden keinen klaren Befehl oder eine Auskunft geben könne, würde jeder von uns auf eigene Verantwortung handeln. Unser Anführer versprach, sich zu erkundigen. Diese Frist warteten wir ab, den Soldaten sahen wir aber nicht wieder.

Dies war für jeden von uns das Signal „Rette sich, wer kann“. Diejenigen, welche ihr Fahrrad mitgenommen hatten, waren jetzt die Glücklichen. Zusammen mit meinem einstigen Kompanieschreiber Wilhelm Gayer fuhr ich los und erreichte wieder Schorndorf, als es dunkelte. Die amerikanische Armee hatte die Stadt von Osten her bereits mit Artillerie unter Feuer genommen. Mit uns beiden hätte es auch noch schlimm und tragisch enden können, denn neben uns schlug eine Granate in den Straßengraben, zum Glück als Blindgänger.

Wir fuhren das Remstal entlang in Richtung Waiblingen. Da die Straße aber von zurückrollenden Militärfahrzeugen blockiert war, mussten wir uns oft auf Umwegen durchschlagen. Das Gute war, daß wir keine Uniformen an hatten, sonst hätten wir als Deserteure gegolten. Mein Hoffen, in Waiblingen bei lieben Verwandten anzukommen, hat sich dann gegen 3 Uhr nachts erfüllt: Bei meinem Vetter Karl wurden wir mit Kaffee und Hefekranz bewirtet.

Es war nicht möglich, telefonisch etwas über die Situation in Markgröningen zu erfahren. Mein

Vetter erzählte uns aber, daß die Brücke über den Neckar bei Neckarrems vor zwei Stunden gesprengt worden sei. Auf gut Glück fuhren wir dann in Richtung Aldingen und konnten dort noch den Neckar überqueren. Bei Tagesanbruch erreichten wir dann Möglingen. Der ganze Ort war wie ausgestorben, bis wir auf einen Bauern trafen, der vor seinem Stall stand. Er habe es am Morgen aus Richtung Markgröningen schießen gehört, mehr konnte er uns nicht sagen. Es war uns beiden bewusst, daß diese letzte Etappe ein großes Wagnis war. Aber Wilhelm Gayer war zuversichtlich: „Steig auf, wir kommen gut nach Hause“, meinte er und so war es. Vor seinem Haus in der Möglinger Straße stiegen wir wohlbehalten ab.

Ich ließ mein Fahrrad dort stehen und ging zu Fuß über die Landernäcker zur Tammer Straße nach Hause. Es war ein beklemmendes Gefühl. Leere Straßen, verschlossene Häuser, die Leute saßen in den Kellern. So auch meine Schwiegermutter Wild, die mir nach meinem Rufen am Kellerfenster die Haustüre aufschloss. Anna, meine Frau, sei mit den Buben im Luftschutzstollen bei der Ölmühle.

Ich war etwa eine Stunde daheim, als französische Soldaten mit Maschinengewehren vor unserem Haus Eintritt verlangten, um nach Waffen zu suchen und das Abliefern von Fahrrädern, Radios und Uhren auf dem Rathaus befahlen. Dies war der vierte Tag nach dem Ausmarsch des Volkssturms.

Um die Mittagszeit kamen dann Anna und die beiden Buben mit dem Handwägelchen mit Schlafdecken, Waschzeug und etwas Proviant aus dem Stollen zurück. Wir waren glücklich, daß für uns der Krieg soweit zu Ende war.